

# Berliner Tageblatt.

Nummer 579.

Berlin, Montag, den 14. November 1892.

XXI. Jahrgang.

## Politische Wochenschau.

Von Arthur Reußner.

Diese Woche geht für uns den preussischen Landtage. Die Thronrede, welche diesmal nicht vom König selbst verlesen wurde, eröffnete wenig trostreiche Aussichten in Bezug auf die finanzielle Lage des preussischen Staates. Das Gesicht des Herrn Miquel hatte nicht ausgereicht, um das drohende Gespenst des Defizits von uns fernzuhalten — und wenn es das Kriterium eines guten Finanzministers ist, daß er versteht, ohne allzu schwere Belastung des Staatsbürgers das Gleichgewicht in den Staatsfinanzen aufrecht zu erhalten, so muß man gestehen, daß der Nachfolger des Herrn von Schölnitz nicht zu den Männern gehört, denen man ohne weiteres das höchste Beweismittel eines glücklichen Finanzverwaltens zuerkennen darf. Nach liegt das preussische Budget nicht vor, oder in zögerlichen offiziellen Kundgebungen werden wir auf einen Herbsttag der Entscheidung der Höhe vorbereitet, und die von der Thronrede eingeleitete Forderung, daß auch der Betrieb der Staatsbahnlinien ein Defizit gegen den Vorrat von 42 Millionen aufzuweisen habe, ist nicht dazu angethan, die Brust des Staatsbürgers hoffnungsvoller zu machen. Unter diesen Umständen ist es für die Volkswirtschaft nicht leicht, umfänglich an die Prüfung des neuen Steuerbudgets heranzutreten, das Herr Miquel gleich bei der Landtagsöffnung für zu Füssen gelegt hat.

Im Prinzip freilich ist die Miquelsche Lehrenmeinung, dem Reiche die indirekten, dem Staate die direkten, den Gemeinden und Kommunen insbesondere die Realsteuern, von einer durchaus verlässlichen Einkommensteuer, und gälte es nur, sich über das Prinzip zu verständigen, so würde der Finanzminister seine Pläne von einer unzulässigen Mehrheit bewilligt sehen. Aber wie zwischen Euphorie und Besorgnis der Weg noch weit und gefahrlos zu sein, so erscheint auch der Hof, der von der Theorie zur Praxis der Steuerzählung schreitet, umgewandelt und klippereich. Schon gleich bei der ersten Prüfung der Vorlagen und der ihnen beigegebenen Begründungen erkannte man ohne Schwierigkeit, daß das schwindende Beweismittel, mit welchem der Finanzminister seine neuen Ansprüche an den Gehalt der Steuerzahler verknüpfte, nicht Fittler und Land ist. Pläne, die die Ausfühler in den verschiedenen Interessengruppen bei diesen Entwürfen aufgeschloßen, und der Standpunkt ausgleichender Gerechtigkeit hätte alle der allein ausgleichende Faktor zu gelten. Allein einer auch nur oberflächliche Prüfung des Inhalts der Vorlagen ergab sich, daß in Wahrheit eine Vergrößerung der agrarischen Interessen auf hier das U und das O der neuen Steuerreform ausmachte. Und die Art und Weise, in welcher man dem Wunsch nach einer stärkeren Belastung des fuhrenden Einkommens im Verhältnis zum unzufriedenen nachgekommen war, mochte manchen der Betroffenen den Gedanken nahe legen, daß es besser gewesen sein würde, beratigen Überlegungen keine Worte gelassen zu haben, als für in dieser Weise einseitig in die Praxis übergeführt zu sehen. Allerdings muß das objektive Urtheil gestehen, daß der Finanzminister sich mit viel diplomatischem Geschick an die Aufgabe gemacht hat, eine steuerpolitische Dialektik der Gerechtigkeit zu liefern: ihm nämlich den Agrarier den Gedanken einer Vermögenssteuer, die er schamhaft „Einkommensteuer“ nennt, einermöglichen zu machen, sucht er sie durch den Gehalt der Grundsteuer zu locken,

deren Abschöpfung er nur für diejenigen Güter vorschreibt, welche seit dem Jahre 1861 nicht veräußert worden sind. Er bietet ihnen also ein einmaliges großes Geschenk im Austausch gegen eine anscheinend kleine, wenn auch permanente Belastung. Da nun die Mehrheit des preussischen Abgeordnetenhauses zur Zeit aus Konservern und Agrariern besteht, so ist es nicht unmöglich, daß dieses Kunststück klappt, um den Vorschlägen des Herrn Miquel Gesetzeskraft zu verschaffen. Zumeist wird er sich auch hier darauf gestützt machen müssen, eine ganze Reihe veralteter Bestimmungen, welche den Steuerzahler zwingen sollen, sich gewissermaßen vor den Behörden zu erkleiden, aus dem Entwurf ausgenommen zu sein. Die Vertreter des Preussens im preussischen Landtag, die ja selber nur in sehr geringer Zahl vorhanden sind, werden es sich angelegen sein lassen müssen, in einem von Anfang an wenig aussichtsreichen Kampfe dem Finanzminister das Terrain des wenigstens Schritt für Schritt freizugeben. Auf einen Sieg ihrer steuerpolitischen Grundfälle werden sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum zu hoffen haben.

Diese steuerpolitischen Sorgen treten in Preußen in einem Augenblicke auf, da man darauf gefaßt sein muß, auch das Reich durch neue Steuern beschwert zu sehen. Die Gariboldi Militärvorlage löst wie ein schwerer Alp auf der Brust der Staatsbürger. Auch hier versucht die Regierung durch ein eigenhändiges diplomatisches Verfahren zwischen den Parteien hindurchzukommen. Der konservative und realistische Preussens, die an den Tron thronen Kaiser Wilhelm's I. unverrücklich festhalten, macht man dagegen ein Zugeständnis bezüglich der Höhe der Steuern, um die dritte Dienstjahre nur als eine Erweiterung der bestehenden Einrichtung der Dispositionskontrollen hinzustellen. So kommt es, daß die Konventionen durchwegs bereit sind, für die geplanten ungeheuren Vermehrungen der Präsenzstärke einzutreten, während die Freiwilligen auf der anderen Seite über die Konzeption der zweiwöchigen Dienstzeit ganz ängstlich sind. Man hofft also, den einen Theil der Vorlage mit Hilfe der Konservativen und des anderen Theil mit Hilfe der Konventionen durchzuführen — eine Rechnung, die nur dann ein Loch hat, wenn man das Centrum nicht sicher ist. Die Ultramontanen, denen sich in tiefen Maße die Welfen, Polen und Gieß-Gezerringer anschließen, bestreiten sich noch einer zweideutigen Haltung. Der eine Theil der Führer sieht sich gern governmental, der andere Theil möchte es nicht mit den demokratischen Massen verderben, die namentlich in Süddeutschland den Hauptbestandtheil der Centrumsformationen bilden. Diese letzteren tragen eine gemäßigte oppositionelle Haltung zur Schau, die immer noch gefaßt, in gegebenen Momenten in das Regierungslager einzuschwenken. Das höchste Wort: „Was kommt daerner Zweifel bieten?“ dürfte auch hier, wie schon so oft, im entscheidenden Augenblicke an die Herren am Bundestisch geäußert werden, und von der darauf erfolgenden Antwort wird dann wohl der Ausgang eines Kampfes abhängen, der für die Zukunft der Geschichte des deutschen Reichs von noch kaum überschätzbarer Tragweite zu werden verspricht. Unterliegt Graf Caprivi mit seinen Genossen, der von seinen Freunden in der Presse bisher herzlich ungeduldet dorthin wurde — man denke nur an die preussische Verunglimpfung der Landwehr durch das vom Kriegsministerium redigirte Militär-Wochenblatt —, so

ist die Auflösung des Reichstages gewiß. Hat diese Auflösung, wie vorausgesetzt, eine Stärkung der Opposition zur Folge, so ist der General-Kapitel mit seinem Laten zu Ende, und Niemand weiß heute zu sagen, welches Programm und welcher Mann an seine Stelle treten werden.

Die entscheidende Gewalt, welche — man muß es eingestehen — in den Händen des Centrums liegt, scheint dieser Partei eine um so schwerere Verantwortung zu, als es bekannt ist, daß man in vollkommener Isolation in diesem Augenblicke dem deutschen Reiche und den mit ihm verbundenen Dreimächten weniger wohlwollend als gegenübersteht. Die Hinnahme des Papies Leo XIII. zu Frankreich und seine den Ueberlieferungen des Gottesgnadenbundes direkt widersprechende Anerkennung der französischen Republik ist Thatsache. Nachdem man von Rom aus verschiedene andere Kombinationen zur Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstthums hat scheitern sehen, scheint die Karte demüth, den Mächten des Dreibundes, soviel es in ihrer Kraft steht, Schwierigkeiten im Innern zu bereiten.

So sehen wir, daß plötzlich in Ungarn ein Reichstagskongress zu erheben beginnt, welcher zunächst dem Ministerpräsidenten Szegedy, der vor Kurzem erst nach dem deutschen Reiche durch den Szegedy-Mitgliedern ausgesprochen wurde, sein Fortschritt gefolgt hat. Graf Szegedy hat allerdings, seitdem er am Ruder sich gefolgt hat, eine wenig glückliche Hand bewiesen. Die Art und Weise, in welcher er, wenn nicht die Krone, so doch das Ansehen der österreichisch-ungarischen Krone in der Affaire des Hauptkonsults bloßgestellt, hatte einen Stempel der Enttäuschung gegen ihn aufgesetzt, bei dem sich der Kaiser Franz Joseph in Uebereinstimmung mit den Oppositionen der ungarischen Reichstages befand. Die Opposition verübte es dem Ministerpräsidenten, daß er eine Reformungsunternehmung zwischen den Kämpfen von 1848 und der gemeinsamen Armeehaltung ins Werk setzen wollte, die man als eine Verengung der „gepolitischen Revolution“ Ungarns ansah, während der Minister ihm ein Unternehmen nicht verzieh, in das er unbedachtlich sich hineinergießt, ohne im Voraus des Sieges sicher zu sein. Man schämte sich aber auf beiden Seiten, den Nachfolger Szegedy aus dieser lächerlichen Falle zu lassen, und so bot der sich entzündende Reichstagskongress die Gelegenheit, den Mann mit der unglücklichen Hand von der Leitung der Geschäfte zu entfernen. In Ungarn handelte es sich um die Eingliederung der obligatorischen Güter und um die Ordnung der Verkaufspreise, so genannt, weil die Geistlichen bei den Konfessionen — des calvinischen und des lutherischen Bekenntnisses — einander beschuldigen, sich gegenseitig die Aender aus den gemischten Ehen wider die Befehle des Gesetzes „wegzulaufen“. Im Ministerium selbst war Graf Szegedy vereint, und so konnte es nicht Wunder nehmen, daß nach einer Reihe von nur wenig Tagen der Finanzminister Wellek zur Leitung des Kabinetts berufen wurde, daß er fast alle Mitglieder des bisherigen Ministeriums an ihren Plätzen hielte, und daß die Krone schließlich jene Zugeständnisse an die öffentliche Meinung Ungarns machte, die sie vor Kurzem noch dem Grafen Szegedy verweigert hatte.

Wie man sich im Vatican zu dieser Wendung der Dinge stellen wird, bleibt abzuwarten. Es wäre jedenfalls ein merkwürdiger Gang der Ereignisse, wenn sich in der östlichen Reichshälfte des apollonischen Königs ein Kulturkampf entwickelte, während in der westlichen Hälfte der Papst vortheilhaftig zum Spiel, zum Schreden aller Massenmehrenten der Wahl eines Jubeljahres zum Erzbischof von Olmütz seine Zustimmung zu ertheilen. Allerdings

## Die Kanjou.

Oper in vier Akten nach Erdmann-Charlotta von Pietro Mascagni. Uraufführung am Teatro alla Pergola zu Florenz am 10. November 1892.

(Studenten werden.)  
Am 11. November.  
Die Kunst zu rühmte überdies ist in fieberhafter Aufregung. Sammtliche Götter sind überflutet, in den Straßen bewegen sich Freunde aus aller Herren Ländern. Man glaubt fast auf den nächsten Tag in Wien zu leben, wenn man Director John in fröhlichem Gespräch mit Wilhelm Fred, dem Hellenisten des „Neuen Wiener Tagblattes“ und deren Wirtinnen wandeln sieht. Dem Ideal her sind gekommen, Musiker, Kritiker, Besieger, Theaterdirectoren, alle wollen dabei sein und aus eigener Anschauung urtheilen, ob der gefeierte Komponist der „Cavalleria Rusticana“ ein Wirlgen von Gottes Gnaden ist oder ob er nur ein glücklicher Wurf seine Verwirrtheit verdient.

Der zweiten Oper Mascagni's „Freund Feind“ war es ja nicht bedauerlich, im Sturm die Bühnen zu erobern, und wenn wir auch bei der vorjährigen Premiere im Hoftheater zu Rom (31. October) zu den Wenigen gehören, welche sofort von der entscheidenden Schiene Wirtin gerissen waren, ließ sich doch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß der inhaltliche Vorgang im Dante des Feind Feind niemals hinlänglichen Stoff zu einer ersten und zweiten Oper bieten könne. Die Musik von „Freund Feind“ steht, wenn nicht über der Cavalleria, doch jedenfalls der stilvollsten Dichtung ebenbürtig zur Seite, aber die Zeichnung des Wirtin's wendet sich fast durchaus der armen verlassenen Santuzza und nur im geringem Maße der lieblichen Feindin. Mascagni hat tradierte noch selbst seinen „Feind“ als Entwurf für die pièce de resistance seine neue vieraktige Oper: „Die Kanjou“.

Um es gleich auszusprechen, diese neueste Schöpfung des Wirtin's Weibes bedeutet einen vollen Sieg der modernen italienischen Oper. Mascagni hat die auf ihn gelegten höchsten Erwartungen durchaus erfüllt. Es ist ein gefährlich Ding, nach einmaligen Hören diese umfangreiche und feinstrengende der Ziele entzündende Partitur zu beurtheilen, und gar viele Schönheiten müssen unter solchen Verhältnissen selbst dem aufmerksamen Zuhörer entgehen, aber eine klare Ansicht über den Gesamtwerth des Werkes kann man sich gewiss trotz der

schlechten Atmosphäre des Fremdenabends, trotz der Bellemung bilden, welche über den Anführenden nachgedacht liegt.

Das Publikum, welches die Mühe des vornehmen Vergnügungstheaters nicht befehlt hielt, war aus den besten interessantesten Elementen zusammengesetzt. Schöne Frauen in reichen, mit Diamanten besetzten Kleidern füllten die Logen, während im Parquet die berühmtesten Musiker und Künstler Italiens vertheilt waren.

Mit dem von den Herren Targioni-Tozzetti und Menotti verfaßten Text nach Erdmann-Charlotta's weltberühmtem Roman und Schauspiel wollen wir uns nicht allzulange aufhalten. Bemerkenswerth ist, daß in der Oper den Inhalt des ersten Aktes die Verheißung der Wirtin bildet, welche dem Johann Kanjou zugesagt wird und den Hof der Wirtin verurtheilt. Im Schauspiel ist dies als Vorgeschichte behandelt. Im zweiten Akt bedient sich Johann, die Hand seiner Tochter Kaus dem Oberförster Bebel zu geben, und kaufttragt den Eulechter Florentius, ihr dies mitzugeben. Nach einer außerst charakteristischen Scene, in welcher Johann und seine Freunde dem Singen des Kyrie eleison von einer Art Ragamuffi Jafob geföhrt werden, eröffnet Florentius Kaus den väterlichen Willen. Sie weigert sich, Johann Kanjou kommt dazu, und will seine Tochter in einer heiligen Auseinandersetzung zwingen, sich dem Bebel zu verloben. Mit der abermaligen Abweisung Jafob's schließt der Akt. Sie wird im weiteren Verlauf krank von Liebesgram. Freundinen nehmen sich ihrer an und unterrichten Jafob Kanjou von der Weisung seines Sohnes Georg zu Kaus. Es kommt zwischen Vater und Sohn zu einer erregten Auseinandersetzung. Georg wendet sich in seinen Röhren an Florentius und fordert Bebel zum Duell. Dem über die Strafbest seiner Tochter verweirten Johann rüth Florentius, die Einwilligung zur Heirat Jafob's mit Georg vorzuschlagen, um die Tochter am Leben zu erhalten. Nach einem Seitenworte begehrt Johann Gaus in das Haus seines Bruders Jafob. Der dritte Akt spielt im Hause des Belegten. Florentius hat den Eulechter aufgeführt, nach welchem Johann niemals das Haus des jungen Paares betreten soll. Die noch habende Kaus erhebt von des hereinziehenden Tochter des Schutzebees, daß Bebel und Georg sich schlagen. Georg's Erheben erhebt sich Kaus von dem Boden des Saales. Man föhrt sie zur Unterzeichnung des Vertrages. Georg weist entsetzt die Zustimmung von sich, kein Verheißung durch die von seinem Vater gefestigte Bedingung zu erlangen, und seinen zehrenden Worten gelingt es, die lieblichen Wirtin zu verfühnen.

Wenden wir uns nunmehr der Musik zu, welche Mascagni zu der Vorführung geschrieben hat. Es ist vor Allen die große Originalität, welche gleich bei Beginn des Vorspiels hervorstrahlt und sich die ganze Oper hindurch erhält. Man hört aus jeder Note Mascagni und nur Mascagni. Einzelne Arien, wie „Cavalleria“ und „Feind Feind“ laufen mit unter, aber doch nur vorübergehend. Das Orchester ist mit großer Meisterschaft behandelt, und selbst die gefürchtete Dreifachbegleitung im zweiten Akt ist schon hinter der Scene abgedeutet. Zamenthatsache kommen gar nicht vor, und auch die Schattenspieler sind höchst harmlos angewandt. Der Scherzpunkt der Instrumentation liegt im Chorsetz und in den Holzbläsern. Von großer Schönheit sind die Chöre. Sie wurden außerordentlich lebhaft und schwingvoll. Den Sängern sind schwere, aber dankbare Aufgaben zugefallen. Ueber den Werth der neuen Oper wird viel geschrieben werden, doch geht schon heute die allgemeine Ansicht dahin, daß „Die Kanjou“ ein außerordentliches Werk, die Komposition eines musikalischen Genies sind. In der Partitur vereinigt sich eine Mischung von Frühlingsschwärmung und Sauermaß, deren eigenartiger Zauber man sich nicht entziehen kann.

Die Aufführung war unter der Leitung des ausgezeichneten Kapellmeisters Ferrari in allen Punkten mükkelhaft. In den Erfolg des Abends wirkten sich die Soubretten Frau Doretta und die Herren Battistin und de Lucia. Battistin's Leistung war besonders im zweiten Akt von hinreichender Wirkung. Die hohe Lage der Sopranrolle machte Frau Doretta's hellenweise einige Noth, doch fand sie sich auch damit zurecht. Der Olfondoro im dritten Akt geriet zu hoch. Die Perovvini's Mascagni's vertheilten sich also: acht nach dem ersten, sieben nach dem zweiten, fünf nach dem dritten und sechs nach dem vierten Akte. Wiederholt wurden das erste und zweite Finale, der Chor am Bräunen, die Romanze des Jafob's im dritten Akte und das Intermezzo (Einleitung zum vierten Akt). Die Oper dauert im Ganzen etwa 2 1/2 Stunden. Sehr lobend waren die gleichmäßigen Wiederholungen, die endlosen Zwischenakte und eine recht hübsche, himmelstolze Inszenierung. Wann wird man endlich in Italien den Hofen eines Wagner's schaffen? Gerade die Opern Mascagni's verdienen der sorgfältigsten Inszenierung, um die volle Wirkung auszubilden.

Seite 94

Deutscher Reichsheil

90 40

90 40

Deutscher Reichsheil

Seite 95